

**Das Judentum** ist die älteste jener Religionen, bis in unsere Zeit getragen wurde. Doch im Laufe der den Richtungen so groß, dass längst nicht mehr unum-

deren Anhänger *einen* Gott verehren. Ein Glaube, der von der Antike über das Mittelalter Jahrhunderte schlugen Juden unterschiedliche Wege ein zum Heil. Heute ist die Kluft zwischen stritten ist, wer zu jenem Bund gehört, den Gott mit seinem Volk geschlossen hat

# Das Erbe von drei Jahrtausenden

VON MICHAEL TILLY

Was macht einen Juden zum Juden? Diese Frage ist ebenso alt wie die jüdische Religion. „Jude ist, wer von einer jüdischen Mutter abstammt oder zum Judentum übergetreten ist“, lautet die Antwort traditioneller Rabbinen. „Auch ein getaufter Jude behält seinen minderwertigen jüdischen Charakter“, behaupten die Demagogen des neuzeitlichen Antisemitismus. „Der Jude ist ein Mensch, den die anderen Menschen für einen Juden halten“, meinte der französische Philosoph Jean-Paul Sartre. „Wer Jude ist, bestimme ich“, soll Hermann Göring geantwortet haben, als er auf seine Protektion eines hoch dekorierten jüdischen Kriegsveteranen angesprochen wurde.

Eines ist klar: Es gibt keine allgemein gültige Definition jüdischer Identität. Oft wurde ihr Bild von Nichtjuden konstruiert. Entweder sah man Juden als fremd, bedrohlich, minderwertig an – oder ihr Gemeindeleben diente als Projektionsfläche idyllischen Lebens zwischen Klezmermusik und Kibbuzromantik.

Selbstverständlich ist die Vorstellung vom Judentum als „Rasse“, als einer biologischen Abstammungseinheit mit unauslöschlichen gemeinsamen Wesenszügen, schlicht Irrsinn. Doch was ist es dann? Am ehesten wohl eine Art „Religions-Holding“, ein Verband vieler rechtlich und organisatorisch selbstständiger Gemeinschaften. Als lebendige und vielgestaltige Weltreligion war das Judentum in seiner langen und bewegten Geschichte von Anfang an einem ständigen Wandel unterworfen. Dabei hat es sich bereits früh in mehrere Richtungen entwickelt. Aber was hält das Judentum zusammen, was stiftet Kontinuität?

Vereinfacht (denn dies gilt ja letztlich für fast jede Religion) kommen Theologen auf folgende Definition: Ein Jude ist, wer bestimmte Dinge glaubt und sich an bestimmte Regeln hält.

Zunächst einmal glaubt ein Jude an den einen und einzigen heiligen Gott Israels. Der ist kein unbarmherziger Rächergott, wie es böswillig verzerrende Vorstellungen behaupten. Es gibt keinen „rächenden Gott des Alten Testaments“ und einen „liebenden Gott des Neuen Testaments“. Die Juden glauben an den gleichen Gott wie die Christen. Einen Gott der Gnade und der Gerechtigkeit, auch und gerade dort, wo die tatsächlichen Machtverhältnisse die jüdischen Gemeinden bedrohen.

Darüber hinaus glaubt ein Jude an die Erwählung seines Volkes. Diese ganz besondere Beziehung zu Gott wurde von Juden aber zu keiner Zeit als Grundlage einer privilegierten Stellung angesehen, sondern vielmehr als Verpflichtung: Treu zu Gott müsse man sein.

Schließlich hat ein Jude eine Vorstellung vom verheißenen Land Israel. Im jüdischen Festkalender und in der Liturgie spiegelt sich die Erinnerung an dieses Identifikationssymbol für Juden in der ganzen Welt wider – und auch die Hoffnung auf den Anbruch des Gottesreichs im Heiligen Land.

Nach traditioneller jüdischer Zählung enthält die Tora 365 Verbote, was der Anzahl der Tage im Sonnenjahr entspricht, und 248 Gebote, was nach antikem Kenntnisstand die Anzahl der Glieder im menschlichen Körper ist. Die symbolischen Zahlen versinnbildlichen ihren allumfassenden Geltungsanspruch zu aller Zeit und in allen Bereichen des menschlichen Lebens. Durch ihre Praktizierung im Alltag, im Jahres- und im Lebenszyklus, insbesondere durch die Beachtung der Gebote der Beschneidung, der Sabbatheiligung und der vielen Speiseregeln und Reinheitsbestimmungen, sollen Volk und Land geheiligt werden.

Dabei greift die Tora unmittelbar und umfassender ins alltägliche jüdische Leben ein als die Bibel in das der Christen. Denn sie regelt geradezu minutiös Glauben, Gesellschaft und Alltag. Während im Christentum der Messias im Zentrum aller Heilserwartungen steht, gilt für Juden die Tora als Heilsweg: nur ein Leben nach ihren Weisungen ist ein Leben nach dem Willen Gottes. Die Tora ist also das Basisdokument des Judentums.

Erzählungen von der Erschaffung der Welt bis zum Tod des Mose begründen die Einheit und Besonderheit Israels unter den Völkern. Die rechtlichen und kultischen Weisungen, die in diese Erzählungen eingebettet und geschichtlich verankert wurden, gelten als Gotteswillen, als Bundesverpflichtung und Erwählungsaufgabe des Volkes Israel, als ideale Lebensordnung und Verfassung – sogar als Plan und Werkzeug der Welterschöpfung.

Seit der Zeit, da Roms Legionen den Tempel in Jerusalem zerstörten und die dortige Priesterschaft entmachteten (70 n. Chr.), deuten vor allem die Rabbinen die Tora.

Die Rabbinen können theoretisch sämtliche Lebensbereiche regulieren. Ihre Entscheidungen müssen von den Gemeinden akzeptiert werden. Denn es hat nie einen „Papst der Juden“ gege-

ben, also ein gemeinsames geistiges Oberhaupt, das für alle Gläubigen verbindliche religiöse Weisungen hätte geben können.

Die Gelehrsamkeit der Rabbinen gipfelt im Babylonischen Talmud, der nach 600 n. Chr. im Zweistromland vollendet wurde. Er ist bis heute der Inbegriff der rabbinischen Lehre geblieben. Auf der Basis von Tora und Talmud entwickeln die rabbinischen Gelehrten und Schulen seither das jeweils verbindliche jüdische Recht, die Halacha. Ohne irgendeine zentrale Leitungsinstanz entscheidet bis heute jeder anerkannte Rabbiner in jedem Einzelfall eigenständig. Doch nur durch seine persönliche Überzeugungskraft sowie Diskussion und Konsens werden solche Entscheidungen innerhalb seiner Gemeinde verbindlich. Und so gibt es bis heute ein Spannungsverhältnis zwischen dem Autoritätsanspruch der Rabbinen und ihrer tatsächlichen Autorität in den autonomen jüdischen Einzelgemeinden.

Dies alles hat ein großes historisches Paradox zur Folge: Gerade jene Weltreligion, in der selbst trivialste Dinge des Alltags schriftlich geregelt zu sein scheinen, „funktioniert“ in Wahrheit nach keiner einheitlichen Regel. Denn wohl gibt es Gesetze – Tora, Talmud, Halacha –, nicht aber die allumfassende Autorität, diese überall gleich zu interpretieren und auch durchzusetzen.

Der eine Rabbiner interpretiert die Tora in einem Zweifelsfall so – der andere anders. Beides ist „gültig“. Und jeder Jude kann, gefällt ihm die Entscheidung des einen Rabbiners nicht, theoretisch zu einer anderen, ihm genehmeren Gemeinde wechseln. So ist „das Judentum“ keineswegs monolithisch, sondern hat sich, ähnlich wie Christentum und Islam, über die Jahrhunderte aufgefächert in viele Gruppen, Glaubensrichtungen und Sekten.

Selbst die grundlegende Bedeutung der Tora für die Gestaltung des jüdischen Lebens wurde in der Neuzeit infrage gestellt – und dies führte schließlich zur Entstehung verschiedener jüdischer Denominationen.

In Reaktion auf die Aufklärung entwickelte sich ab dem 19. Jahrhundert in Westeuropa und den USA das Reformjudentum. Jüdische und nichtjüdische Erneuerer träumten davon, die Juden, die jahrhundertlang diskriminiert worden waren und zu meist in Ghettos leben mussten, in Staat und Gesellschaft einzugliedern. Diese jüdischen Aufklärer lehnten viele Bereiche der Tradition ab und verzichteten auf die meisten rituellen Abgrenzungsvorschriften, die sie als „unvernünftig“ betrachteten.

Ihr Ziel: Ein Jude sollte in den modernen Nationalstaaten ein Bürger jüdischer Konfession sein. Reformrabbiner sahen sich nicht mehr vorrangig als Experten in Bezug auf die Auslegung und Anwendung der Tora, sondern als Seelsorger ihrer Gemeinden.

Vor allem im Deutschen Kaiserreich sah es zunächst so aus, als ob die Judenemanzipation erfolgreich sein würde: Theoretisch waren Juden seit 1871 rechtlich gleichgestellt. Vielen von ihnen standen nun zuvor undenkbar Karrierewege in Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur offen, auch wenn die verbreitete Judenfeindschaft in der Bevölkerung fortbestand.

Doch der Preis dieser Assimilation war hoch. Er bedeutete den Verlust der traditionellen Gemeindeautonomie, die bislang für eine schützende Abgrenzung sorgte. Wenn die Juden genau so lebten wie die Christen (in manchen Gemeinden wurde nicht einmal mehr der Sabbat geheiligt, sondern galt der Sonntag als Ruhetag) – was machte einen Juden dann noch zum Juden?

Im Orient und in Osteuropa dagegen blieben die Traditionalisten dominierend. Diese Orthodoxen duldeten keine Abweichungen von den Geboten der Tora und hielten sogar an ihrer herkömmlichen Kleidung fest.

Gegen beide Tendenzen – die nationale Assimilation des Reformjudentums und das Beharren der Orthodoxen auf ihren Traditionen – richtete sich der moderne jüdische Nationalismus, der sich seit 1897 im Zionismus formierte. Dessen Anhänger sahen die Zukunft des jüdischen Volkes allein in der Gründung eines eigenen Staates.

Die traumatischen Erfahrungen des modernen Judenhasses und der Massenmorde während der nationalsozialistischen Herrschaft bewirkten nach dem Zweiten Weltkrieg auch im Reformjudentum eine Rückorientierung zurück zur Tradition und gaben der zionistischen Bewegung einen entscheidenden Auftrieb, der schließlich zur Gründung des Staates Israel führte.

Die Aufbauleistungen der jungen Nation überzeugten gerade viele junge Juden, und nach dem Sechstagekrieg im Juni 1967 wurde Israel weltweit unterstützt – auch von den meisten Reformjuden. Seit den 1970er Jahren wurde die Erinnerung an die Schoa und die hiermit verbundene Deutung der gesamten jüdischen Geschichte zu einer Identifikationsbasis für die Judenheit.

Tatsächliche Geschlossenheit vermochte jedoch keine dieser Strömungen zu stiften – zu groß sind bis heute die Differenzen zwischen jüdischen Altgläubigen und Progressiven, zwischen kompromisslosen Frommen und religiös Indifferenten, Rationalisten und Mystikern, militanten Nationalisten und Pazifisten.

Eigentlich kaum verwunderlich also, dass heute Reformjuden in vielen Fragen liberalen Christen und Muslimen näher stehen als ihren ultraorthodoxen Glaubensbrüdern. Und dass umgekehrt diese, wenn auch gelegentlich durch die Konflikte im Nahen Osten überlagert, im Grunde mehr mit Fundamentalisten in den Kirchen und im Islam gemein haben als mit aufgeklärten Juden.

„Aber der HERR ist mein Schutz, mein Gott ist der Hort meiner Zuversicht“, heißt es im 94. Psalm. Doch für die Juden gibt es, ebenso wie für die Gläubigen der beiden anderen großen monotheistischen Weltreligionen, nicht nur den einen, unumstrittenen Weg zu Schutz und Zuversicht. □

Dr. theol. habil. Michael Tilly, 41, Hochschuldozent für Judaistik an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, ist der wissenschaftliche Berater dieser Ausgabe von GEOEPOCHE und u. a. Verfasser von „So lebten Jesu Zeitgenossen“ und „Jerusalem – Nabel der Welt“.